

# Leseprobe

Stephan Kaluza  
Ein möglicher Ort

Mehr Infos: [www.frankfurter-verlagsanstalt.de](http://www.frankfurter-verlagsanstalt.de)

# STEPHAN KALUZA

## EIN MÖGLICHER ORT

### ROMAN



Mit einer liebevollen Geste schüttet Salvatore den krabbelnden Glaseinhalt in den Käfig der Wanderspinnne. Der berühmte brasilianische Schriftsteller, der derart hochgiftige Gesellschaft schätzt, lebt zurückgezogen in seiner verwunschenen Villa in Rio de Janeiro, die wie aus seinen erfolgreichen Romanen entsprungen scheint. Nur selten empfängt er Besuch. Für den Fotokünstler Yann macht er eine Ausnahme. „Immerhin sind Sie mein Protagonist, das ist doch wohl Grund genug.“ Yann ist Idyllensucher. Für seine Fotoserie entwirft er artifizielle Wunschwelten, verbringt Nächte vor dem PC mit dem Zuschneiden schneebedeckter Berggipfel, tropischer Schlingpflanzen und gewundener Gebirgsbäche – künstlich hergestellte Sehnsuchtsorte, in denen Menschen fehlen.

Doch seine Schnitte führen quer durch die Erinnerung und hinterlassen immer deutlicher Risse in der Realität. Da erhält er ein Angebot: Für eine Marketing-Kampagne soll er eine seltene Rotschwanzamazone in freier Wildbahn fotografieren. Er reist in die brasilianische Hafenstadt Belém, wo die Geschichte beginnt. In Stephan Kaluzas Roman *Ein möglicher Ort* gehen Abenteuer-, Liebesroman und Psychothriller eine unterhaltsam-wahnwitzige Symbiose ein – lediglich eine dünne Membran trennt Phantasie von Wirklichkeit, Idyll von Abgrund. Zu beobachten, wie meisterhaft der Autor diese Membran zu perforieren weiß, ohne sie ganz reißen zu lassen, macht diesen Roman zu einem herrlichen Spaß mit überraschendem Ausgang.

**„MAN GREIFT NICHT IN SEELEN ZUM SPASS.“**



Stephan Kaluza, 1964 geboren, lebt heute in Düsseldorf. Er arbeitet als Maler, Foto- und Performancekünstler, Theaterautor und Dozent für Regie am Mozarteum in Salzburg. In der Frankfurter Verlagsanstalt erschienen seine Romane *Geh auf Magenta* (FVA 2013) und *30 Keller* (FVA 2014). Stephan Kaluza wurde 2015 für den Friedrich-Glauser-Preis nominiert.



„WAS FÜR EIN COOLER KRIMI. WAS FÜR EIN KALTER HELD. WAS FÜR EIN MITLEIDLOSES BUCH. EIN EISKALTER UND COOLER FINANZTHRILLER MIT EINER RAFFINIERTEN AUFLÖSUNG.“ DIE WELT ÜBER STEPHAN KALUZA, 30 KELLER

Lesungen mit Stephan Kaluza können über den Verlag vereinbart werden.



Stephan Kaluza  
EIN MÖGLICHER ORT  
Roman

Etwa 320 Seiten  
Ca. € 22,90/€ 23,60 (A)  
Schön gebunden  
Farbiges Vorsatzpapier  
3D-Motiv unter  
gestanztem Schutzumschlag  
ISBN 978-3-627-00222-0

**eBook**

Erscheint Ende August 2015!



9 783627 002220

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT



ISBN 978-3-627-00206-0

**STEPHAN  
KALUZA**

**30 KELLER**

**ROMAN**

„Packender Wirtschaftskrimi. Stephan Kaluza erzählt auf geschickte Art und Weise über die Schattenseiten des Kapitalismus.“ WDR 5

„Intelligente Parabel auf die globale Finanzkrise, rasant erzählt.“ STERN

„Eindrucksvolle Parabel auf den Zustand unserer Geldwirtschaft und die Welt überhaupt.“ NDR KULTUR

„Ein Juwel und Autor, Stephan Kaluza ist ein brillanter Schreiber!“ BLOG THRILLER TOD UND TEUFEL

„Geniales Gedankenkonstrukt: Lesen solltet ihr jetzt auch unbedingt. Es lohnt sich. Versprochen.“ BLOG MY CRIME TIME

## 1

*Ich beobachtete, wie eine Schnecke auf der Schneide eines Rasiermessers entlangkroch ... Das ist mein Traum, das ist mein Alptraum. – Kriechen ... Auf der Schneide des Rasiermessers entlanggleiten ...*

»Apocalypse Now«

Ihre Stimme klang monoton, jetzt, nach der nächsten Ampel, habe er rechts zu fahren. Daraufhin ein weiteres *Jetzt rechts fahren*; gut, dann rechts. Er setzte den Blinker, fuhr noch bei Tiefgelb über die Kreuzung, keine Ermahnung von ihr folgte, nur eine kurze, ungewöhnliche Stille. Er tippte hart an das Lenkrad, sah schnell auf das Leder des Beifahrersitzes und gab Gas, die nächste Anweisung kam wie erwartet, *Jetzt links halten*. Kurz darauf setzte er wieder den Blinker, ignorierte ein Stoppschild und bog mit quietschenden Reifen in eine breite Hauptstraße ein.

*Fahren Sie drei Kilometer.*

Er nahm eine bereitliegende Zigarette von der Ablage und zündete sie an; die 3D-Grafik der Navigation zeigte einen geradeaus weisenden blauen Pfeil (er und sein Auto), der sich in der Ferne verlor. Es hatte etwas Beruhigendes, dass diese Geräte offenbar in die Zukunft schauen konnten, gleich würde er wieder abbiegen, das schien absolut sicher. Zwischen diesem Augenblick des



Jetzt und dem Zeitpunkt des Abbiegens würde also nichts weiter passieren, kein schwerer Unfall oder der allgemeine Untergang der Welt – als dynamischer blauer Pfeil glitt man leicht dahin, bog gelegentlich elegant ab, links, rechts, halbrechts, schlug farbige Haken, umfuhr Gefahren und hinterhältige Hindernisse, erreichte entfernte Ziele voller Rätsel, irgendwo da, in den unbekannt-ten Weiten dieser Grafik; er lächelte, ein gutes Gefühl.

Und schon wieder: *Fahren Sie rechts*. Ein weiterer Imperativ; das Ziel näherte sich, im Schriftfeld unterhalb der Animation las er 3,7 Kilometer. Noch 3,7 Kilometer bis zu diesem Treffen, das ihn zunehmend unruhiger werden ließ; am liebsten hätte er sich dieser Stimme hingeeben, *Fahren Sie rechts, links, wieder rechts, hören Sie einfach nicht auf, fahren Sie so lange, bis es in Ihrem Leben keine Treffen mehr gibt – fahren Sie*.

Eine schnurgerade Bundesstraße führte auf eine Brücke. Er fühlte kurz in der Hemdtasche nach, ob er genügend Zigaretten dabei hatte, und tastete nach dem Feuerzeug. Das Portemonnaie lag sichtbar auf dem Beifahrersitz, er würde es gleich brauchen, solche Treffen setzten immer Geld voraus, und gute Manieren. Bei Sadie war er sich nicht sicher, was ihre Ansprüche anbelangte, zumindest hatte sie bei der Wahl des Restaurants keine besonderen Präferenzen, kein Italienisch, Französisch, Gehoben, Chic oder derlei genannt, was ihn positiv gestimmt hatte; er mochte derart unkomplizierte Kontakte. Je näher er nun aber seinem Ziel kam, desto skeptischer wurde er; ein Stadtteil, für seine Immobilienpreise berüchtigt, was sich schnell durch das Auftauchen erster Boutiquen und Sonnenstudios zu bestätigen schien.



Ein Blick auf die Uhr neben dem Tacho, er würde pünktlich sein, sogar zu früh. Vor solch einem Treffen war es gut, das Terrain zu kennen, zu wissen, wo man zu sehr im Blickfeld der anderen Gäste saß, wenn die Begegnung sich als peinlich herausstellen sollte; auch das Wissen um mögliche Fluchtwege war essentiell. Er studierte die Hausfassaden. Von einem Restaurant namens »Gusto« war nirgends etwas zu sehen, er fuhr rechts ran, zog das Telefon aus der Tasche und verglich die in der SMS angegebene Hausnummer mit dem Navigationsziel, korrekt, die Straße, das Haus, nur das Restaurant fehlte, inmitten kernsanierter, spießiger Altbauten. Er stoppte, tippte ein schnelles *Ist die Hausnummer richtig?* in das Display und behielt das Telefon in der Hand, die Antwort kam sofort: *324. Bin schon da.* – Was hieß 324? Gestern hatte sie noch 23 geschrieben; wieder legte er den Gang ein. Nach kurzer Zeit war ein Einbahnstraßenschild zu sehen, die Stimme lotste ihn um zwei Häuserblocks herum, dann durch eine weitere Querstraße, die aufgrund parkender Autos in der zweiten Reihe besonders eng ausfiel, *Sie haben Ihr Ziel erreicht.* Richtig, das »Gusto« war nicht zu übersehen, genau wie die Halteverbotsschilder. Ein weiteres Umrunden des Blocks, ein Manövrieren um quer gestellte Wagen; schwitzend parkte er ebenso quer vor einem Hauseingang und lehnte sich im Sitz zurück. Er überlegte, ob sich das Aussteigen jetzt überhaupt noch lohnte; aber trotz dieser Vorahnung öffnete er die Tür und ging geradewegs auf das Restaurant zu.

Die Terrasse war voll besetzt, kein Wunder angesichts des warmen Frühlingswetters, hatte das Thermometer





seit ein paar Tagen doch die Zwanzig-Grad-Marke erreicht. Er musterte die Gesichter, an einem der Tische war ein roter Haarschopf auszumachen, und eine Hand, die sich hob und ihm zuwinkte.

*Sie haben Ihr Ziel erreicht.*

»Sadie? Schön, dass es geklappt hat.«

Sie lächelte etwas verlegen, dann sei er – Finnegan?

Er nickte, zog sich einen Stuhl heran und entschuldigte sich für die Verspätung, die Parkplätze eben.

»Für die drei Minuten?«, sagte sie.

Er wiederholte lächelnd die Entschuldigung. Ob sie denn schon bestellt habe?

Sie schüttelte mit dem Kopf, nein, natürlich nicht. Aber jetzt müsse er ihr zuerst seinen richtigen Namen nennen, weil – Finnegan, das könne ja nicht sein, oder?

»Stimmt, das ist erfunden.«

»Woher hast du ihn?«

»Aus einem Buch.«

Sie lächelte ihn aufmunternd an, er fuhr nervös mit den Fingern über die Tischdecke und sprach leise; wenn sie es wirklich wissen wolle, sei das dem letzten Roman von Joyce entnommen, ein literarisches Experimentierfeld, in dem das Unzusammenhängende sämtlicher Kontexte das eigentliche Prinzip sei und ein wirklicher Sinn nur schwer erkennbar bleibe. Es funktioniere eher über eine Aneinanderreihung von kleinen und größeren Rätseln; so habe Joyce aus zehn verschiedenen Sprachen das Wort »Donner« übernommen und zusammengesetzt, es klinge dann so: Bababadalgharaghtakamminarronkonnbronn-tonnerronn-tuonnthuuntrovarrhounwnskawntoohooordenenthurnuk.



»Genau so?«

Er nickte, genau so. Über die Betonung könne man streiten. Sie sah ihn belustigt an, der Kellner kam und fragte nach ihren Wünschen.

Während sie mit dem Kellner sprach, musterte er sie schnell; sie sah gut aus – schlanker Hals, ein etwas spitzes Kinn. Das Gesicht mit sympathischen Sommersprossen, eingerahmt von naturkrausem rotem Haar; ihm gefiel das deutliche Blau ihres Make-ups, wenn es auch ihre Unsicherheit über dieses Treffen verriet. Er strich mit etwas zittrigen Fingern über die Tischdecke – diese Unsicherheit, das schien schon einmal die erste Gemeinsamkeit mit ihr zu sein.

Aber Sadie, das sei sicher auch erfunden, oder?

»Sadie von Sandra. Früher haben mich immer alle Sadie genannt, deshalb«, sagte sie.

»Früher, als Kind?«

Sie nickte. Einige der roten Strähnen fielen ihr in die Stirn, sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Man greife meistens auf Begriffe zurück, die man kenne, für das Profil. Aber vielleicht sei sie auch nicht gerade die Kreativste in solchen Dingen. Er lese bestimmt viel?

Ein Nicken, sicher, Bücher seien so etwas wie seine zweite Haut.

»Was machst du beruflich?«

Das sei eine komplexe Sache, wich er aus, er beschäftige sich mit schönen Dingen, mit – Idyllen. Und dazu gebe es ein passendes Zitat: »Man kann einem Menschen verzeihen, dass er etwas Nützliches schafft, solange er es nicht bewundert. Die einzige Entschuldigung aber,





etwas Zweckloses zu tun, ist, dass man es maßlos bewundert.« Wilde.

Sie antwortete nicht sofort, doch dann sprach sie schnell – Wilde sei einfach toll gewesen, besonders seine Märchen und Gedichte hätten sie beeindruckt, da ginge es immer um Idyllen; und als Schwuler hätte er es auch nicht gerade einfach gehabt, die Todesstrafe oder zumindest elend lange Haftstrafen hätten auf Homosexualität gestanden, unglaublich, dabei wären gleichgeschlechtliche Beziehungen davor normal gewesen, zum Beispiel in der Antike.

Er musterte sie weiter aus den Augenwinkeln; sie hatte sich in den Mails unter anderem als unternehmungslustig und aktiv bezeichnet, dass sie sich gerne über »Gott und die Welt« austausche. Die Angaben zu ihrer Person waren ausführlich gewesen, Alter 35, Suchregion Hessen, Nordrhein-Westfalen, Familienstand ledig, Sternzeichen Steinbock, Körpergröße 172 cm, Figur schlank, Haarfarbe rot, Augenfarbe grün, Beruf Angestellte im Öffentlichen Dienst, Hobbys Fitness, Joggen. Der Kellner stellte das Essen auf den Tisch und wünschte einen guten Appetit, sie sah auf seinen Salat: »Du bist bestimmt Vegetarier?« Ein Kopfschütteln, es sei nur so, dass Grünzeug ganz praktisch im Kühlschrank sei, außerdem verbringe er die meiste Zeit am Rechner, ohne viel Bewegung; »Du isst gerne Fleisch?«

Ihre Hand zuckte ein wenig, als sie mit der Gabel in die Penne stach: »Nur ab und zu«, sagte sie kurz, »nein, eigentlich sogar selten.«

Sie aßen schweigend, das Kratzen seiner Gabel auf dem Teller war zu hören, was ihm peinlich war. Er stelle sich



schon manchmal vor, wie es wäre, wenn man keine Wahl habe, mit dem Essen, sagte er. So wie früher, in Panama. »Panama?«

Der Bau des Kanals. Unglaublich. Zu Höchstzeiten hätten bis zu 30 000 Arbeiter dort geschuftet, tagein, tagaus, immer dasselbe, nassen Lehm und Erde von rechts nach links geschaufelt, sehr monoton. Über die Ernährung auf solch einer Baustelle möge man gar nicht nachdenken. Ob sie John Stevens kenne? Einer der Ingenieure des Panama-Projektes, ein genialer Konstrukteur, ein messerscharfer Geist, ohne diesen Mann führe man wahrscheinlich immer noch knapp an den Pinguinen vorbei.

Sie lachte laut auf, der Spaß tat ihr sichtlich gut. Umso verwunderlicher, fuhr er fort, dass dieser Mann im Internet kaum existiere, man stoße sofort auf den Jazzdrummer John Stevens, einen schlechten Fantasy-Autor und einen TV-Produzenten gleichen Namens, aber der historisch viel wichtigere Panama-Stevens fehle oder tauche erst nach ein paar Dutzend Seiten auf; aber so sei das mit dem Internet, es finde auf diese Weise die größte Bedeutungsverschiebung statt, die die Menschheit jemals gekannt habe – die Manipulation der eigenen Herkunft. »Und wer sollte da manipulieren – die CIA?«

Nein, sie selbst seien es, sagte er, sie allein würden dieses Monster füttern, und zwar durch Selektion. Das Netz sei nichts anderes als die Summe seiner Beiträge, deshalb sei es auch nicht objektiv. Anders als die früheren Lexika.

Es sei aber zweifelhaft, ob die jemals objektiv gewesen seien, warf sie ein, auch die basierten auf den damaligen Ansichten. »Dennoch hatte man ein größeres Vertrauen



in die Inhalte«, entgegnete er. »Das ist der Unterschied. Gerade weil wir selbst das Netz sind, wissen wir, wie verlogen es ist. Einfach, weil verlogene Menschen es erfunden haben. Also alle.«

Sie schwieg. Er fügte leise hinzu, dass im Gegensatz zu Stevens eine Menge über Roosevelt und den Panama-Kanal nachzulesen sei, als habe der ihn höchstpersönlich Spatenstich um Spatenstich ausgehoben; so sei das eben mit diesen medialen Berichten, früher oder später würden sie sich festsetzen und zur Wahrheit avancieren. Sie sah zur Seite, und er suchte nach ersten Anzeichen von Langeweile. Wie hätte dieses Thema sie auch interessieren können? Eine typische Männersache; nicht sehr sensibel gewählt für ein solches Treffen, bei dem man sich besser als das Gegenteil dessen präsentieren sollte. Da war sie wieder, diese gefühlte Schlinge um seinen Hals, die sich langsam zuzuziehen schien und die Gedanken seltsam eng und starr ausrichtete. Aber noch kamen von Sadie keine Entschuldigungen, wie solche, dass sie noch zu tun habe und schon losmüsse. Sie schwieg ganz einfach und aß.

Er atmete durch: »Was ist das Schlimmste, das du jemals erlebt hast?«

Sie aß weiter, sah ihn dann ausdruckslos an, der Fauxpas lag deutlich in der Luft. Er riss sich zusammen und stotterte ein wenig; er habe nicht zu intim sein wollen, aber manchmal komme man sich über solche Dinge näher, Erlebnisse, die man gehabt habe ...

»Erlebnisse?«, fragte sie tonlos.

»Die schlimmsten Vorfälle eines Lebens.« Es sei bestimmt besser, sich darüber zu unterhalten als über



simple Kleinigkeiten hier und da, man lerne sich – vielleicht darüber kennen. Er sprach leise und stockend, sie schien das zu mögen, und ihre Miene hellte sich ein wenig auf, was ihm zu neuem Mut verhalf: Bei ein bis zwei Dutzend Personen mache die Summe solcher Vorfälle schon eine richtige Katastrophe aus. Interessant seien vor allem die Parallelen, bei über neunzig Prozent, wie er festgestellt habe, hätten solche Ereignisse einen emotionalen Hintergrund. Der Tod der Eltern, der Geschwister, enger Freunde, Trennungen nach langen Beziehungsjahren, Krankheiten von Kindern, in der Regel ginge es um solche Dinge, bezeichnenderweise so gut wie nie um pekuniäre Angelegenheiten – nicht das Geld, wie allgemein behauptet werde, regiere die Welt, sondern echte Gefühle. Er sah auf ihren inzwischen leeren Teller. Vielleicht möge sie ihm erzählen, wie sie lebe, so etwas?

Zögerlich erzählte sie von ihrem Beruf; vor zwei Jahren hatte sie sich ins Gebäudemanagement versetzen lassen, ein städtisches Amt, zumindest könne sie dort ihr Architekturstudium anwenden. Öffentliche Bauprojekte betreue sie, zumeist Bürokomplexe, nervenaufreibend, so als hüte man Flöhe: Verordnungen, Mieter mit ihren Kleinstproblemen, aber ein verantwortungsvoller Job, wenn sie auch nur ein kleines Rädchen in einem Team sei. Sie berichtete von dem Neubau einer Grundschule, ein Projekt, das ihr sehr am Herzen lag, und es folgten Schilderungen von Details; im Großen und Ganzen sei es das schon, sagte sie. Sie liebe ihre Arbeit, ja.

Er bemerkte, dass seine Hand suchend in die Innentasche des Sakkos glitt, dort nach dem Notizbuch griff und es herauszog. Eigentümlich. Es geschah ohne sei-





nen Willen, die Hand schien zu machen, was sie wollte, auch jetzt, während die Finger das schmale Buch aufklappten und den Bleistift auf die leeren Seiten legten.

»Und warum interessiert dich besonders diese – Schule?«, fragte er schnell, um davon abzulenken.

»Ich weiß nicht. Eine sehr durchdachte Architektur –«

»Oder Kinder? Deshalb die Schule?«

Sie sah ihn überrascht an, strich sich kurz mit der Hand über das Gesicht, vielleicht sei das so – ja, es könne schon sein, sie möge Kinder, sehr sogar. Er sah ihre Mundwinkel etwas zucken, als sie fortfuhr – Kinder und Frauen, die daran denken würden; die meisten Männer gingen mit diesem Thema schon grobschlächtig um, das könne zermürben, man werde innerlich dann so – klein, auch traurig.

Also habe sie viele schlechte Erfahrungen gemacht? Er bemühte sich um einen taktvollen Tonfall. Sie zögerte ein wenig, berichtete dann aber von Bekanntschaften aus der jüngeren Zeit, Männer, die sie auf normalem Wege kennengelernt hatte, also nicht im Netz. Auch ein Kollege im Amt. Er hörte zu und unterbrach sie nicht, schrieb ein paar schnelle Sätze in das Notizbuch:

*Sie erzählte von sich, ihrem Leben, und aufmerksam lauschte er ihren Worten, betrachtete sie dabei. Ihr braunes Haar reichte bis über die Schultern, bedeckte den Ansatz ihrer Brust; er vermied es, dorthin zu schauen, und sah ihr offen ins Gesicht. Ihre Züge waren schön, geradlinig, Sommersprossen bedeckten die Wangen, was ihr gut stand. Sie berichtete von einigen menschlichen Enttäuschungen in der Vergangenheit, und er pflichtete ihr bei, es seien immer diese offenen Wunden, die einen zu dem mach-*



*ten, was man jetzt sei – offene, fiebrige Wunden, der kleinste Anlass genüge, sie wieder aufbrechen zu lassen, nur wenige Worte, ein Blick, eigentlich nichts. Sie stimmte ihm zu, genau, es seien diese Wunden. Nur die. Aber damit solle man sich nicht aufhalten, das Leben ginge ja weiter; sie sah ihn bedeutungsvoll an.*

Sie stoppte im Satz und sah auf das aufgeschlagene Notizbuch vor ihm, auf die Hand, die schnell den Stift beiseitelegte. Es sei nur so, dass er ein paar Dinge für morgen nicht vergessen dürfe, sagte er, es sei besser, das zu notieren. Aber wie es weitergegangen wäre? Er habe eben ja nach dem Schlimmsten gefragt, sagte sie, genauso sei es gekommen. Eine Enttäuschung. Wie immer.

»Wie immer?«

Sie nickte. Aber wahrscheinlich hätte jeder diese Erfahrungen gemacht, der sein Glück dann eben im Internet versuchen würde. Als ob das besser sei.

»Besser als das normale Leben?« Die Finger griffen wieder zum Bleistift, wie von selbst schlug sich die nächste Seite des Notizbuches auf; sie verfolgte die Bewegung und antwortete nicht.

*Ihre Augen fixierten ihn jetzt, sie beugte sich vor, er roch ihr Parfum und sog die Luft tief ein; die Welt um sie herum schien in eine unwirkliche Ferne zu rücken, da war nur dieses wunderschöne Gesicht, die endlose Tiefe in ihren Pupillen, die Vorstellung, mit ihr zusammen zu sein, immer, hier, an diesem Strand.*

»Ist alles in Ordnung?«, fragte sie leise.

Er spielte nervös mit dem Stift, lächelte sie an und nickte.



*An diesem Meer, vor der Brandung, die krachend an die Felsen schlägt; Hand in Hand gehen wir durch den weißen Schaum, spüren die kreisenden Sandkörner unter unseren Füßen, lachen laut, wenn uns der Wind die Gischt in die Gesichter treibt; es wird nie enden, der Strand, das Meer, die Wellen, der grüne Streifen Wald, die Äste, wie sie in das Wasser ragen, die Vögel in den Kronen der Bäume, all das hier, nichts wird enden, nie.*

»Warum tust du das?«, fragte sie nach einer Pause, noch leiser als zuvor.

»Was, bitte?«

Sie blieb ihm die Antwort schuldig, blickte stattdessen suchend nach ihrer Tasche, die sie neben ihren Füßen fand.

Ein paar Worte, mehr wäre es nicht. Ein entschuldigender Satz, eine nett gemeinte, bewusst einfach zu durchschauende Formulierung, »Es tut mir leid, ich habe den Kopf so voll« oder ein ehrliches Zugeben, dass man nur nervös und unsicher angesichts dieses Treffens sei, und ja, dass man Hemmungen habe, reichlich davon, dass man schlicht unfähig sei, über seinen eigenen Schatten zu springen. Sicher hätte sie dafür Verständnis, mit einer offenen und ehrlichen Art stünde diese Tür immer noch offen. Trotzdem zog sich die Schlinge am Hals beständig zu, mit jeder ihrer Bewegungen, wie sie die Tasche offenbar nach ihrem Schlüssel durchforstete, ein wenig mehr; diese Sätze, höflich und sogar mit Humor formuliert, saßen fest, kein Wort kam durch das schmale Nadelöhr, das die Schlinge noch übrigließ. Nur ein tauber Blick auf die Handtasche, der sie jetzt einige Geldscheine entnahm und auf den Tisch legte. In der Stille



bewegte sich ihr Mund kaum wahrnehmbar, gleich einer Zeitlupe klangen die Wörter versetzt und gedehnt zu ihm herüber: »Weißt du, ich hatte mich wirklich auf dieses Treffen gefreut, ich war sogar aufgereggt. Deine Mails waren immer so schön und geistreich, auch romantisch. Ich dachte mir, dass es mit dir irgendwie besonders sei, etwas, das man auf diesen Internetseiten eigentlich nicht findet, alles starrt da nur vor miesen Sprüchen und kranken Leuten. Ich dachte, du hättest dich dort genauso hinverirrt wie ich mich auch. Deshalb so viel Freude, Neugierde auf heute. Auf dich. Viel erwartet hatte ich nicht, ein paar schöne Sätze vielleicht, eine Umarmung, einfach nur ein warmes Gefühl. Ich glaube, ich hätte dir sehr viel dafür gegeben.«

Die Worte klangen langsam aus, verebbten. Beim Aufstehen strich sie einmal leicht mit ihren Fingern über seinen Unterarm, was ihn kurz zusammenzucken ließ. Mit dem Umhängen der Tasche ließ sie sich etwas Zeit – einige Sekunden, die er immer noch für eine Geste oder ein paar Worte hätte nutzen können; die Lippen lagen aber fest und schwer aufeinander. Sie ging ebenso leise fort, wie sie gesprochen hatte, er sah, wie die Mittagssonne ihr rotes Haar glänzen, nein, brennen ließ. Er sah ihr nach. Sie brannte.

Der Wind hatte einen der Geldscheine vom Tisch gewirbelt, er hob ihn vom Boden auf, säuberte ihn vom Sand und beschwerte ihn mit dem Aschenbecher.

*Der Wind hatte sich gelegt, eine letzte Böe strich über das Wasser und ließ es in der Sonne glitzern, wie die Sandkörner, die wir uns von der Haut streichen; sie fallen hinunter, zu den anderen,*





*in das Meer aus Sand; wir liegen, atmen, spüren die Hitze auf unseren Körpern und sehen uns an, lange, ohne einen Lidschlag, ohne die geringste Bewegung – leben wir? Ich fahre dir mit der Hand über die Augen, sie bleiben unbeweglich, starren direkt in die Sonne, trocken, ohne Tränen; ich schliesse dir die Lider, bestreue dich mit Sand, du musst jetzt gehen. Alles geht.*

Er legte den Stift beiseite. Die Gedanken kamen nur schleppend, er rekonstruierte ihre Sätze und fuhr sich dabei mit den Händen durch das Gesicht, spürte einige Schweißperlen. Der Kellner stand nun fragend vor ihm, wortlos bezahlte er und ging, an diese traurige, leise Stimme denkend, an diese wenigen Sätze, die gestochen scharf nachhallten.

Das Protokoll klemmte unter dem rechten Scheibenwischer, er warf es achtlos auf den Bürgersteig, legte den Gang ein und versuchte, seine Adresse in die Navigation einzutippen; er schlug ein und fuhr dann mit Vollgas auf die Straße. Die Reifen quietschen, auf der Bundesstraße gab er wieder Gas.

*Viel erwartet hatte ich nicht, ein paar schöne Sätze vielleicht, eine Umarmung, einfach nur ein warmes Gefühl. Ich glaube, ich hätte dir sehr viel dafür gegeben.*

In seiner Straße war der ganze Seitenstreifen vor dem Hauseingang frei, er stellte den Wagen sorgsam ab. Das Treppenhaus roch angenehm nach Bohnerwachs und Reinigungsmittel; die Matte vor seiner Tür war verschoben, was er mit der Fußspitze korrigierte. Im Wohnzimmer brannte eine Stehlampe, ansonsten herrschte Dämmerlicht, in den anderen Räumen hatte er die Jalousien heruntergelassen. Der Schlüssel schepperte laut, als er



ihn auf das Bord im Flur fallen ließ und sich das Sakko auszog; ebenso laut hallten seine Schritte von den Wänden wider, als er über das Parkett in die Küche ging und desinteressiert den Kühlschrank öffnete. Bald darauf gurgelte die Kaffeemaschine; wie gewohnt stand die Tasse auf der Spüle bereit, mit einem braunen Rand, der auch nach mehrmaligem Putzen nicht wirklich verschwunden war. Der Kaffee verdeckte die Verfärbung, etwas Milch hellte ihn auf; im Badezimmer stellte er die Tasse kurz ab, urinierte, sah dann in den Spiegel über dem Waschbecken. Zwei dunkle Punkte, Augen unter den Brauen, ein rasierter Kopf, ein Schatten unter dem Kinn; mit den Händen schöpfte er das Wasser aus dem Hahn und fuhr sich über das Gesicht, sah die Tropfen im Spiegel über die Wangen hinablaufen.

Etwas Sand kreiste und verlor sich im Abfluss.

Ein Gang in den Raum nebenan. Das Betätigen einiger Tasten, ein blaues Aufleuchten. Zuerst unentschlossen, blickte er sie schließlich fest an. Und noch einmal, etwas ungeduldig, hieb er das Werkzeug tief in ihre Hüfte, bewegte es dort hin und her, schnitt dann den Körper mit einem Ruck energisch der Länge nach durch. Er atmete tief aus, blickte angestrengt auf die akkurate Linie und lächelte über diese Perfektion. Auch sie lächelte, verhalten, die Lider hielt sie dabei geschlossen, aber die leicht hochgezogenen Mundwinkel verrieten ihr Wohlbefinden. Einen Moment lang musste er den Blick abwenden, dieses Lächeln hatte etwas Unergründliches, der Anblick schmerzte nach wie vor, er fragte sich kurz, wann das ein Ende haben würde und wann er endlich aufhören konnte, sich genau das zu fragen.



Die linke Hand war bereits schweißnass, er wischte sie am Hosenbein trocken und machte weiter. Er setzte an der Wade an und entfernte mit einigen kreisrunden Bewegungen ihr linkes Bein bis zur Höhe des Knöchels, der über den Wanderschuhen noch sichtbar war. Der übrig gebliebene Stumpf hinterließ ein absurdes Bild, ein Knöchel und ein dummer Schuh, die ins Nichts zu ragen schienen. Dann das andere Bein, etwas präziser, ihre Finger; sorgsam trennte er einen nach dem anderen ab, vollzog dabei wieder die kreisrunden Bewegungen. Die Ränder zum Gras dahinter waren besonders schwierig, er wählte ein kleineres Werkzeug und sparte sorgsam die Grasspitzen aus, eine Millimeterarbeit.

Sie lächelte noch immer.

*Viel erwartet hatte ich nicht, ein paar schöne Sätze vielleicht, eine Umarmung, einfach nur ein warmes Gefühl. Ich glaube, ich hätte dir sehr viel dafür gegeben.*

Er verspürte erneute Wut in sich aufsteigen und fuhr ihr mehrmals hart durch das Gesicht, das Kinn, den Mund, die sarkastisch hochgezogenen Mundwinkel, das Lächeln verschwand. Das gröbere Werkzeug zog nun wieder durch ihren Unterleib, bis auch dort nichts mehr zu sehen war, mit wenigen Bewegungen hatte er alle Reste beseitigt.

Es blieb ihr Oberkörper und der mundlose Kopf, ihre Augen, die ihn unter den Lidern wach anzublicken schienen. Sogar keck.

Er lehnte sich zurück und zündete eine Zigarette an, während der Arbeit rauchte er immer zu viel. Der Qualm stieg hoch und bildete eine Wolke unter der Decke des Raumes, einige Standventilatoren trieben sie auseinan-



der; er blickte den Schwaden nach, sie verloren sich ganz einfach, leise.

Der Oberkörper. Der Kopf. Sie wirkten verloren in der Wiese. So als hätten sie dort nie etwas zu suchen gehabt, sie waren nur noch Fremdkörper, sinnlos und befremdlich, ein skurriler Anblick. Er atmete tief ein und löschte beide, an ihrer Stelle prangten jetzt zwei weiße Flecken auf dem Bild, die Konturen verliefen unregelmäßig, zackig, wie mit einer Schere geschnitten; schnell kopierte er die Pixel der Hintergrundebene und fügte sie über den Flecken ein, retuschierte die Ränder und passte sie dem Ausschnitt an. Es war gut.

Der Zoom verkleinerte das Bild in die Totale; ein baumbestandener Bach bildete die harmonische Mittelachse, linker Hand schloss sich ein Hain an, zur Rechten eine malerische Weide, in der Ferne waren einige Bergspitzen auszumachen; die Dolomiten. Vor fünf Jahren. Er konnte sich noch gut an den Abend erinnern, an dem er dieses Foto gemacht hatte. Sie hatte wieder zu viel getrunken und ihn beschimpft, im Grunde wisse er doch genau wie sie, dass alles nur noch eine Farce sei, ein dummes Aufrechterhalten von Wer-weiß-was-von-Gewohnheiten, wie feige, wie klein, er wisse es doch. Sie hatte eben zu viel getrunken.

Die Landschaft war atemberaubend. Er klickte wieder auf die Bildebene und korrigierte die Farben, verlieh ihnen etwas mehr Sättigung und Tiefe und lehnte sich erneut zurück. Die Landschaft hatte nun etwas Irreales und erinnerte an Gemälde der Romantik; er mochte diese Stimmung, sie zog sich wie ein roter Faden durch all seine Aufnahmen; Fotos, die auf den ersten Blick Ge-





mälde sein könnten. Auf einem der Berge hatte er einen Strommast übersehen, er wählte das Stempel-Werkzeug und retuschierte ihn weg, mit einem weiteren Mausklick an der gleichen Stelle eine zu helle Reflexion, vielleicht vom Schnee. Der Berg war befreit. Auf dem Ast eines freistehenden Baumes am Bach nahm er einen kleinen Vogel wahr, der aufmerksam nach unten schaute, als suche er das Gras nach Würmern ab. Er überlegte kurz, stellte den Vogel dann präzise frei und versetzte ihn auf einen höher gelegenen Ast, dort wirkte er nicht mehr so bedrohlich. In seinen Bildern gab es keine Gefahr.

Ein Tippen auf die Tastatur. Er stoppte einen Film und betrachtete einen Mann im Wasser, der bewegungslos auf die sich nähernde Riesenwelle starrte. Er fragte sich, was in diesem Moment in dem Mann vorgegangen sein musste; er hätte fliehen sollen, auf den Strand und die Hotels zu. Andererseits war aus der Perspektive der Kamera deutlich zu sehen, dass die riesige Welle ihn noch vor dem Hotel erreichen würde, die Flucht aussichtslos war. Aber konnte der Mann, dort, wo er stand, die Geschwindigkeit der Welle einschätzen und diese in ein Verhältnis zu der verbleibenden Entfernung zum Hotel setzen? Nein, sein Verhalten war irrational. In solch einer Situation rannte man um sein Leben, auch wenn es nur um die letzte Hoffnung auf ein Wunder ging. Aber stehen zu bleiben und sich dem sicheren Tod hinzugeben, das hatte etwas Unglaubliches, etwas – Unheimliches. Noch ein Tippen, dann wieder der Stopp. Die Welle war näher herangerückt, die Position des Mannes blieb unverändert. Er hatte die Arme in die Hüften gestemmt, stand kerzengerade und blickte auf den



Horizont, auf das, was die gigantische Welle davon noch übrig ließ; aus seiner Sicht ein Gebirgsmassiv, das sich vor ihm aufbaute. Aber weder riss er die Arme hoch, noch zeigte er die geringste Regung. Er stand. Die Welle erreichte nun den Mann, im Bruchteil einer Sekunde verschluckte das Wasser ihn, kein Herumwirbeln oder ein nochmaliges Auftauchen des Körpers, er verschwand einfach. Die Welle überspülte den Strand, entwurzelte Bäume, zerstörte Hütten, Häuser, das Video stoppte hier abrupt, offenbar hatte jetzt auch der Filmende gemerkt, dass es besser war, sich in Sicherheit zu bringen. Im Grunde unterschieden sich diese Bilder nicht sonderlich von anderen Aufnahmen von Tsunamis, die Stelle mit dem Mann war jedoch besonders, das Sichten glich in zwischen einem Ritual. Und tat gut. Das hatte man eben von einem luxuriösen Urlaub in der thailändischen Sonne, dachte er und spielte mit der Maus in der Hand. Er rieb sich müde das Gesicht, der Empfang auf seinem Account war abgeschlossen, Pearl hatte sieben Bilder von sich geschickt, keines davon unter zwölf MB, seine Hinweise, dass sie die Daten für das Versenden auch komprimieren könne, ignorierte sie, wahrscheinlich hatte sie Angst, dass ihr schöner Körper dann unter Unschärfen leiden würde. Er öffnete zwei der Bilder, die Aufnahmen zeigten sie in einer märchenhaft anmutenden Atmosphäre vor einem Fluss; im Hintergrund stieg Nebel auf, die Bäume wirkten seltsam verwachsen, durch einen der Äste lugte tatsächlich eine Art Gnom. Wie immer war sie nackt, etwas aufreizend beugte sie sich über das Wasser, in dem sich ihre Konturen spiegelten, so auch die ausladenden Schwanenflügel, die man ihr wohl



auf den Rücken geklebt hatte. An einigen groben Ungenauigkeiten dieser Umriss war zu sehen, dass es sich um Fotomontagen handelte, wahrscheinlich hatte sich ein Hobby-Fotograf an Photoshop-Sets aus *Game of Thrones* versucht und das auch noch für Kunst gehalten. Im Textfeld war – *Wie findest du die?* zu lesen, und dann: *Ich glaube, es sind die besten bislang, in den Agenturen wird das einschlagen, dann werde ich teuer! Melde dich mal. LGP. PS: Kannst du mir damit helfen?* Eine sofortige Antwort war unnötig, auch fühlte er sich nicht zum Lügen aufgelegt, Pearls Talent als Model glich dem eines Einzellers, ganz abgesehen vom infantilen Kitsch, der sich wie eine Schneckenspur durch ihre Worte und Bilder zog. Nein, zum Abend hin log es sich besser. Er überflog die weiteren Eingänge, Medusa hatte geschrieben, ebenso Eve80 – *auf einen Wein später?* Gemeint war damit, wie er wusste, ein virtuelles Glas im Skype-Programm, mit ihr eloquent wie immer. Er hatte sie vor einem Monat auf der First-Real-Seite kennengelernt, dort nannte sie sich noch The Witch und hatte seine erste Anfrage sofort zynisch beantwortet; im Ansatz sei seine Mail ja kreativ gewesen, aber eben auch nur im Ansatz. Abgesehen von ganzen drei (!) Rechtschreibfehlern und der Frechheit, sie sofort zu duzen, könne sie nur halbseidenen Geist auf Amateurniveau erkennen. Immerhin, hatte er zurückgeschrieben, das sei sicher schon mehr Reflexion, als sie sonst auf ihre cholerische und arrogante Art bekommen würde. Sie ließ drei Tage verstreichen, bevor sie antwortete, dass er neben seinen Frechheiten wahrscheinlich noch Biertrinker und Stammtisch-Prolet sei und dass es auf diesen dämlichen Seiten leider



keinen Filter gäbe, der Leute wie ihn einfach schreddern würde; woraufhin er wiederum schrieb, dass er sich gut vorstellen könne, wie sie mit ihren Zwei-Zentner-Armen und Wurstfingern im Discounter an der Kasse säße und versuche, Treue- und Payback-Punkte nachzuzählen, was hoffnungslos sei, da ihr rückständiges Hirn nie über die Zahl drei hinausgekommen wäre. Diese täglich hin und her gesendeten Beleidigungen verfeinerten sich von Mal zu Mal, bis er schließlich Skype vorschlug, damit man sich durch Anschreien und Brüllen noch etwas steigern könne, sicher wohne eine wie sie ja allein, würde also keinen Mitbewohner damit stören. Kurz darauf hatte sie ihn dann aus dem Bildschirm angeblickt, und die ersten Worte kamen nur leise über seine Lippen; ein fein geschnittenes und schönes Gesicht sah ihn mit hellwachen Augen an, die Geist und Scharfsinn verrieten. Von da an verbrachten sie ganze Nächte vor dem Bildschirm, ohne dass es jemals zu einem Treffen gekommen wäre, was er mehrmals erfolglos angeregt hatte. Sie war Germanistik-Studentin, und während ihrer Gespräche hagelte es Empfehlungen neuer Bücher, die er stets folgsam kaufte, so auch einen älteren Roman von Salvatore Santos, einem brasilianischen Autor, den sie bewunderte. Er hatte sich vorgenommen, das 900-Seiten-Werk in Rekordzeit zu lesen, wohl nur, um sie zu beeindrucken, wie er sich eingestehen musste. Obwohl sich die Kurzbeschreibung des Inhaltes interessant anhörte:

*Auf eine wunderbare Art schafft Santos ein Szenario, in dem die Verschwundenen das Geschehen aus ihrer Sicht erzählen, sie, die im weiteren Verlauf der Geschichte*





*keine Bedeutung mehr haben. Es scheint fast, als seien sie sich ihrer Rolle als fiktive Protagonisten eines Buches bewusst, sie handeln im Stil geistiger Marionetten, an den Fäden eines übermächtigen Autors hängend.*

Er klickte zweimal auf das Icon des Buchcovers, das er sich auf die Arbeitsfläche des Monitors geladen hatte; auf einem Foto in der Grafik war der aristokratisch aussehende Schriftsteller zu sehen, *Salvatore Santos an seinem Schreibtisch, Rio de Janeiro, 1984*, verriet die untenstehende Legende. Ein berühmter Name, jeder kannte diesen literarischen Exportschlager Südamerikas. Bücher, die man gelesen haben sollte, dachte er kurz, und eine Eve, die es wert gewesen wäre. Vielleicht sollte er ihr eine gemeinsame Reise vorschlagen? Dann endlich könnte sie sich nicht mehr hinter ihrem Skype verstecken, ein guter Gedanke. Er lehnte sich zurück, noch müder als zuvor, nahm erleichtert wahr, dass keine weiteren Nachrichten folgten, und schloss für einen Moment die Augen.

Fern sein – von all dem. Kreisender Sand.

*Salvatore Santos an seinem Schreibtisch, Rio de Janeiro, 1984. Vielleicht wollten Sie mir etwas sagen? Ich denke, Sie sollten sich hinlegen, etwas ausruhen. Wir haben hier eine gemütliche Couch, Sie wissen doch, die rote. Es geht Ihnen nicht gut, Sie haben Fieber.*

Kreisender Sand.

Das Läuten des Telefons ließ ihn zusammenzucken. Ein unangenehmes Geräusch, so aufdringlich, plötzlich und vor allen Dingen unerwartet. Das Display zeigte die Nummer seiner Agentur. Während er sich nach einer Pause mit einem zurückhaltenden »Ja?« meldete, retu-



scherte er weitere kleine Fehler in der Landschaft im Bildschirm vor ihm. Chrystels Stimme klang ungeduldig, »Yann, hallo?«

»Ja, ich bin's.«

Sie hätte es gestern bereits den ganzen Tag über versucht, sagte sie mit einem vorwurfsvollen Unterton; ob es ihn denn nicht interessiere, was man gesagt hätte?

»Und was?«

»Die Sache steht. Das haben sie gesagt; sie wollen dich.«

»Gut.«

Das sei etwas mehr als nur gut, sagte sie, das sei grandios, Champions League. Und jetzt schon die Freigabe, dieser Graubner sei von den Probeschüssen mit dem Ara vollkommen begeistert gewesen. Sicher, das sei ja auch sein Thema, Flora, Fauna, die Natur eben, der sei ganz verrückt danach, vor allen Dingen nach diesen komischen Amazonen. Ihre Stimme überschlug sich, und der Stolz darin war nicht zu überhören. Er beteuerte ihr schnell seinen Dank für diese Vermittlung, das hätte nicht jeder geschafft; sie schwieg kurz und sog dabei hörbar die Luft ein. Er kannte das bereits und empfand es jedes Mal wieder als unangenehm, sie verlieh damit jedem Satz eine unnötige Bedeutungsschwere, die ein normales Gespräch unmöglich machte.

Nun müsse man sehr genau überlegen, wie man weiter vorgehe, sagte sie, der Kostenvoranschlag habe ausgewogen zu sein, da seien die sensibel.

»Glaubst du nicht, dass wir im Zoo –«

»Nein, darum geht es doch. Er will keinen aus den Käfigen, sondern einen Freilebenden.« Er müsse fahren.



Und sein magerer Geldbeutel könne das sicher gut gebrauchen.

Wieder dieser schwere Unterton, wieder das hörbare Einsaugen der Luft. Einer ihrer Lieblingssätze lautete sonst immer »Oder hast du Alternativen?« Woraufhin er stets nur schweigen konnte. Heute verkniff sie es sich, aber der bedeutsame Unterton blieb. Natürlich hatte sie recht, natürlich hatte er einen solchen Job bitter nötig, so wie immer. Und er sei auch wirklich zu beneiden, fügte sie hinzu, wenn sie mehr Zeit hätte, würde sie sofort mitkommen, aber er wüsste ja, die Arbeit, immer nur das. »Aber wenn ich mir jetzt dreißig Grad und brasilianische Sonne mit dir vorstelle, könnte ich schon schwach werden.« Sie lachte etwas bitter. Die Betonung lag auf »mit dir«, was er überhörte; es verging kein Telefonat ohne versteckte Andeutungen auf ihre vergangene Liaison. Eigentlich eine Dummheit und Geschmacklosigkeit seinerzeit; womöglich, um sie als Agentin zu gewinnen und so seine permanent leere Kasse aufzubessern. Sie war bei weitem älter als er, ein notorischer Workaholic, und an eine Fernreise mit ihr mochte er nicht einmal denken, ganz zu schweigen davon, dass er auch keinerlei Interesse an solch einer Intimität mehr hatte. Im Grunde wusste er nicht einmal, ob er sie überhaupt mochte. Aber sie sorgte für Geld. Obwohl ihre Fotoagentur erst seit zwei Jahren bestand, hatte sie sich zwischen den Platzhirschen der Szene einen Namen gemacht, in der Regel mit Fotografen, die für sensible Bildauffassungen standen, so wie er selbst. Bei den wichtigsten Marketing- und Werbeagenturen hatte sie inzwischen einen Fuß in der Tür; für eine einzelne Person,



das musste er zugeben, war das schon eine außerordentliche Leistung, auch wenn ihre penetranten Akquisen nicht selten an die Beißattacken eines Kampfhundes erinnerten. Ebenso professionell und unkonventionell war ihre Betreuung; seitdem er mit Chrystel zusammenarbeitete, verringerte sich die nervenaufreibende Zeit, die er früher mit Büroarbeiten verbracht hatte, sie erledigte nahezu alles, und schnell.

»Wir müssen jetzt Gas geben«, sagte sie. »Das mit der Reise organisiere ich so weit, denk du an das Equipment, alles muss tropentauglich sein, hörst du?« Und man bräuchte Leute vor Ort, er könne ja nicht so einfach in diesen Urwald marschieren.

»Und das haben die alles im Budget?«, fragte er.

Es sei längst besprochen, bemerkte sie knapp, man wolle keine Collagen, Photoshop oder Ähnliches, diese Rotschwanzamazone, so nenne man die, müsse so richtig durch den Wald fliegen, frei eben, sie wisse selbst, dass das ungewöhnlich sei.

»Gut. Aber warum so ein seltener Vogel? Es könnte doch auch ein ganz normaler Papagei oder Tukan sein. Die sind auch bunt.«

»Er will aber diesen, das heißt: Der Kunde will etwas Besonderes, also bekommt er auch etwas Besonderes, o. k.? Eine Rotschwanzamazone, genau die und keine andere, in den Baumkronen, bei Sonnenschein. Und am besten glücklich.«

Im Übrigen, sagte sie, mache es jetzt auch keinen Sinn, weiter darüber nachzudenken, sie hätte bereits mit den Leuten von der WSPA telefoniert, es gäbe reichlich Exemplare auf den Inseln vor der brasilianischen Küste,





aber auch weiter westlich, in Pará, bei Belém. Wahrscheinlich säßen sie da wie die Spatzen auf jedem Baum.  
»Aber du kennst die Gegend ja.«

»Genau. Und deshalb weiß ich, dass die da nicht auf jedem Baum sitzen.«

Er bekäme einen Führer, sagte sie schnell, als sie seine Unentschlossenheit spürte; das sei dann ja wohl alles andere als ein schlechter Job, richtig aufregend, da könne sein Equipment mal zeigen, was es draufhabe. Der bestimmende Unterton war nicht zu überhören, schließlich hatte sie das Gros seiner Ausrüstung finanziert; was er gerne angenommen, in der Zwischenzeit aber immer wieder bereut hatte.

»Ganz zu schweigen von den Motiven für deine Idyllenserie«, fuhr sie fort; davon gäbe es dort bestimmt reichlich. Der Köder war leicht zu durchschauen.

»Die du nicht magst«, sagte er.

»Das stimmt nicht. Es ist eben privat. Gut für ein Buch, Kunst oder so, aber nicht –«

»Verkäuflich, ja?«, unterbrach er sie.

»Das habe ich nicht gesagt. Die Fakultät ist eine andere, wenn du so willst«, hielt sie trocken dagegen. »Wie gesagt, du wirst da sicher fündig werden, der Amazonas, das ist doch Idylle pur.« Also, Montag dann der Abflug, sie werde sich nun darum kümmern.

»Was buchst du – Belém?«

»Sicher.«

»Belém ist hässlich. Die Docks sind ganz nett, der Rest ist Zement im Regenwald.«

»Vor zwei Jahren wärst du noch begeistert gewesen. Allein schon wegen deiner Sektenfreunde da.« Womit



sie recht hatte, die Reise war ihm in guter Erinnerung geblieben. Sie lachte kurz: »Du kannst dir dann ja wieder einen Dampfer besorgen. Ich muss wieder ran, wir sprechen uns später.«

Er drückte die Taste und legte das Telefon beiseite. Einen Dampfer besorgen; er hätte ihr diese Geschichte niemals erzählen sollen. Er hatte von einem karitativen Kinderhilfswerk seinerzeit den Auftrag bekommen, einige Schulkinder für eine Plakatserie zu fotografieren; während dieser Arbeit lernte er Konstanze kennen. Sie war Ordensschwester und leitete das brasilianische Referat der Organisation. Kurz darauf, um ihrer drohenden Pensionierung zu entgehen, ließ sie sich nach Belém versetzen; dort betreute sie Kinder des Armenviertels Vila do leste, eine Unternehmung, die ihn beeindruckte. Als sie ihn schließlich dorthin einlud, nahm er kurzerhand die Gelegenheit wahr und verbrachte zwei Wochen im Gästehaus ihrer Gemeinde. Sie buchte für beide eine Passage auf einem Schiff, das einmal wöchentlich nach Marajó fuhr, einer nur dünn besiedelten Flussinsel im Rio Pará. Ein vorsintflutlich wirkender Dampfer mit Heckradantrieb, der aussah, als wäre er einem Abenteuerroman der Kolonialzeit entsprungen; es ging wirklich ins *Herz der Finsternis*. Beunruhigend klangen auch die Gesprächsfetzen der Passagiere auf Deck, es gäbe nach den Regenfällen der letzten Tage Hochwasser. Trotz aller Gerüchte setzte sich das eiserne Vehikel lautstark in Bewegung, und schon bald verschwanden die Hochhäuser Beléms hinter ihnen in der Ferne. Konstanze strahlte ihn begeistert an, das sei jetzt genau richtig, einmal aus der Stadt herauszukommen, versicherte sie ihm, Marajó



sei ein Paradies, es gäbe dort noch unberührten Primärregenwald, ebenso wilde Büffel und Jaguare, mit etwas Glück würden sie welche sehen. Sie hielt sich im Fahrtwind an einer Stiege fest; wie immer trug sie ihre Ordenstracht, unter der sie das ergraute Haar verbarg.

Nach zwei Stunden verringerte der Dampfer plötzlich seine Geschwindigkeit und schob sich nur noch im Schneckentempo vorwärts, bis er schließlich am Ufer einer kleinen Insel liegenblieb. Offensichtlich war dies kein planmäßiger Halt, und Konstanze versuchte, eingehüllt im rußigen Qualm, etwas in Erfahrung zu bringen. Nach einer Weile kam sie zurück und berichtete, dass man das Schiff per Funk zum Warten aufgefordert hätte, da die Hochwassersituation in Marajó noch immer ungeklärt sei, man müsse also Geduld haben. Aber sie könnten sich auf der Insel etwas die Beine vertreten, eine Mango oder Papaya essen, die seien besonders gut hier und die Bewohner zudem sehr gastfreundlich. So kletterten sie mit ein paar anderen Passagieren auf den wackligen Steg hinunter, der zu einer Gruppe Baumhäuser führte. Konstanze erregte mit ihrer Tracht die Aufmerksamkeit der Bewohner, mit denen sie sofort ins Gespräch kam. Das sei die Familie Juaréz, erklärte sie Yann, mit den Kindern und deren Angeheirateten; die Familie würde diese Insel schon immer bewohnen, auch wenn viele der Jüngeren jetzt in Belém lebten. Sie redete mit allen angeregt in fließendem Portugiesisch, und er musterte neugierig das Dickicht des angrenzenden Waldes. Ein kleiner Bach schien sich darin zu verlieren, und über dem plätschernden Wasser schwebten handgroße blaue Falter reglos in der Luft. Er ging näher



heran und blickte an den lianenverhangenen Bäumen hoch, in den Gipfeln konnte er farbenprächtige Blüten und Orchideen ausmachen. Ein seltsames Glücksgefühl beschlich ihn, wenn es ein Paradies gab, dann kam diese kleine Insel dem sehr nahe. Er setzte sich auf einen Stein und blickte weiter in das Grün vor ihm, bis er sie sah.

Er wusste nicht, was sie an diesem Bach machte, vielleicht hatte sie die nassen Tücher gewaschen, die vor ihr ausgebreitet auf dem Boden lagen. Sie blickte mit einem scheuen Lächeln in seine Richtung, und er rief ihr ein »Como estás?« zu, das sie mit einem weiteren schüchternen Lächeln beantwortete, um dann wieder die Tücher vor ihren Knien glattzustreichen. Er blickte auf ihre Hände, die leicht und elegant über den Stoff führen, dann wieder in ihr Gesicht, das sie ihm zaghaft zuwandte. Sie mochte vielleicht siebzehn oder achtzehn Jahre alt sein und war bestimmt die schönste Frau, die er jemals gesehen hatte; es fiel ihm schwer, sie nicht dauerhaft anzustarren, und er beschränkte sich auf ein dümmliches Lächeln und Blicke vor sich auf den Boden. Schließlich fasste er Mut und sprach sie auf Englisch an, woraufhin sie weiterhin lächelnd mit den Schultern zuckte. Da »como estás« die einzigen portugiesischen Wörter waren, die er kannte, versuchte er es nun mit Gesten und zeigte auf seine Brust, daraufhin nickte sie etwas ratlos, bis schließlich das Wort Maria aus ihrem Mund kam. Nach weiteren Fingerzeigen auf den Bach, die Bäume und die nahe stehenden Hütten schien sie das Spiel zu ermüden, und sie sah ihn mit ihren dunkelbraunen Augen nur noch sanft an. Er griff nach den Kie-



seln zu seinen Füßen und warf einen nach dem anderen in den Bach, was sie zum Lachen brachte. Aus den Augenwinkeln beobachtete er dabei Konstanze, die aufgeregt mit einigen Passagieren sprach und ihm zuwinkte; etwas zögerlich ging er hinüber und sah ihr betroffenes Gesicht. Das Schiff müsse umkehren, der Anleger in Marajó wäre wegen des Hochwassers noch geschlossen. Wirklich jammerschade, sie hätte ihm doch so gerne diese Insel gezeigt. Er zuckte nachsichtig mit den Schultern und sah hinüber zu Maria, die sich die nassen Tücher auf die Schultern gelegt hatte und zu den Hütten ging; unwillkürlich begannen seine Hände zu zittern.

Ein Passagier nach dem anderen kletterte nun zurück an Deck, Konstanze und Yann zählten zu den letzten. Oben angelangt, blickte er sofort suchend zum Ufer, sie schien nicht mehr zu lächeln und sah ernst in seine Richtung. Der Dampfer setzte sich nun rückwärts in Bewegung, er umgriff die Reling immer fester, so als könne er das Ungetüm damit noch in letzter Sekunde anhalten. Das Ufer entfernte sich Meter um Meter, und er blickte weiterhin wie angewurzelt auf das ebenso reglos dastehende Mädchen; in seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken – spring, schwimm rüber, sei kein Idiot, spring einfach; seine Finger umklammerten die Reling immer fester, die Handknöchel traten weiß hervor. Ihr Arm hob sich langsam an und winkte, nur ein wenig; er brachte es nicht fertig, sich von dem Geländer zu lösen und starrte weiterhin hinüber, bis sich die Insel zu einem grünen Streifen im Wasser verlor. Das Gefühl einer solch irreparablen Niederlage war ihm völlig neu, er rang noch Stunden danach um Luft.

